



Bolívar war ein charismatischer Anführer, der zur weißen Elite genauso sprechen konnte wie zu seinen Soldaten. Er war ein Analytiker und Stratege. Und er hatte eine Mission: seine Heimat vom Joch der Kolonialherren zu befreien.

LUIS MARDEN

SIMÓN BOLÍVAR *Aus einem reichen Lebemann wurde der Revolutionsheld eines Kontinents.*

Strategie der Freiheit

Von MARIANNE WELLERSHOFF

Der 26. März 1812 war ein unerträglich heißer Tag in Caracas, der Himmel war blau, kein Wind brachte Kühlung. Die Kirchen waren voll, denn es war Gründonnerstag, und als die Menschen sangen, beteten oder die Predigt hörten, grollte die Erde. Genau sieben Minuten nach 16 Uhr erschütterte ein gewaltiges Beben Südamerika, es lief von den Anden bis an die Küste Venezuelas. Der erste Stoß brachte die Glocken zum Läuten, beim zweiten begann der Boden zu schwanken, begleitet von ohrenbetäubendem Donnern aus der Tiefe. Und dann wurde es, wie ein Augenzeuge später schrieb, grabesstill.

Tausende von Gläubigen waren von den einstürzenden Kirchendächern erschlagen worden, ein Regiment, das auf seinen Einsatz bei der Prozession gewartet hatte, wurde vernichtet. Aus der stolzen Metropole war ein Albtraum aus Ruinen geworden. Und auf einem dieser Schuttberge stand Simón Bolívar, verzweifelt und wütend, und sagte: „Wir werden die Natur bekämpfen, wenn sie sich gegen uns stellt, und wir werden sie zwingen, uns zu gehorchen.“

Was für ein Satz, er klingt nach Größenwahn und Anmaßung. Aber Simón Bolívar, damals 28 Jahre alt, war kein arroganter Spinner. Nein, dieser Satz zeigt etwas anderes: Bolívar war ein Mann, der den Mut hatte, sich Großes vorzunehmen, und die Entschlossenheit, dieses Ziel unerbittlich zu verfolgen.

Knapp ein Jahr, bevor das Beben Caracas zerstörte, hatte der Kongress von Venezuela die Unabhängigkeit des Landes erklärt. Doch Bolívar wollte nicht nur seine Heimat vom Joch der spanischen Kolonialherren befreien, sondern ganz Südamerika. Er hat es weit gebracht auf diesem Weg, durch Intelligenz, Leidenschaft und Überzeugungskraft – und auch, weil die Weltpolitik

auf seiner Seite war. Napoleons Stärke und Spaniens Schwäche halfen ihm.

Bolívar war ein charismatischer Anführer, der zur weißen Oberschicht, den Kreolen, genauso sprechen konnte wie zu seinen Soldaten. Er hatte ein Gespür, wem er trauen konnte, wer sich begeistern ließ und bei wem er besser auf Abstand blieb. Begeistert las er die Werke der Aufklärer, am liebsten Jean-Jacques Rousseau, den er auch gern zitierte, er war Vordenker, Analytiker und Strategie, militärisch wie politisch.

Für den Kampf gegen die Kolonialmacht gab er seine Gesundheit und fast seinen ganzen Besitz. Dabei hätte er unter der spanischen Herrschaft ein luxuriöses, entspanntes Leben führen können, denn seine Familie gehörte zu den reichsten und mächtigsten des Landes. Seine Vorfahren stammten aus dem Baskenland, sie waren im 16. Jahrhundert nach Venezuela gekommen und zählten über die Generationen immer mehr Plantagen, Minen, Rinderherden, Sklaven und Stadthäuser zu ihrem Besitz. „Mantuanos“ hießen die Angehörigen der in Venezuela geborenen weißen Oberschicht auch, und in eine dieser 658 Familien wurde am 24. Juli 1783 Simón José Antonio de la Santísima Trinidad Bolívar Ponte Palacios y Blanco geboren, als viertes Kind. Er hatte noch einen Bruder und zwei Schwestern.

Sein Vater war Offizier, aber kein Freund der Spanier, über deren Herrschaft und Überheblichkeit er sich ärgerte: Sie trieben Steuern ein und reservierten die besten Verwaltungsposten für sich. In seinem Stadthaus in Caracas hatte Juan Vicente Bolívar eine eindrucksvolle Bibliothek zusammengestellt, aber das bedeutete nicht, dass er sich besonders kultiviert benahm. Er war als Schürzenjäger berüchtigt, und nicht alle Frauen ließen sich freiwillig mit ihm ein. Schließlich heiratete er

María Concepción Palacios y Blanco, eine viel jüngere, gesundheitlich fragile Frau. Der kleine Simón war zweieinhalb Jahre alt, als sein Vater starb, und neun Jahre, als er seine Mutter verlor. Beide Eltern fielen der Tuberkulose zum Opfer – wie schließlich Bolívar selbst.

Weil er dichtes, krauses Haar hatte, wird vermutet, dass unter seinen Vorfahren eine Sklavin war. Schriftliche Belege dafür gibt es nicht, denn die Kinder aus solchen Beziehungen wurden oft als weiß ins Geburtsregister eingetragen – nach der Zahlung eines Schmiergeldes.

Seine Erziehung lag weitgehend in den Händen der Sklavin Hipólita. Es muss eine sehr innige, liebevolle Beziehung gewesen sein. Hipólita war für ihn nicht nur eine Mutter, sondern, wie Bolívar später schrieb, auch „der einzige Vater, den ich kannte“.

Die Spanier hatten 1789 versucht, die Rechte der Sklaven in ein Gesetz zu gießen, ihnen Mindeststandards für ihr Dasein zuzusichern, doch die venezolanischen Plantagenbesitzer wehrten sich und erreichten, dass dieses Gesetz nach wenigen Jahren wieder aufgehoben wurde. 70 000 Schwarze lebten zu dieser Zeit in Venezuela, die meisten davon Sklaven. Sie arbeiteten in den Häusern der Weißen, in den Kupferminen und vor allem auf den Kakao-, Kaffee-, Indigo- und Zuckerrohrplantagen, die der kleinen kreolischen Elite gehörten. Außerdem gab es etwa 190 000 „Blancos de orilla“: Sie hatten zwar eine weiße Hautfarbe, waren aus Sicht der rund 2500 Kreolen aber von niederer Herkunft.

Mit 400 000 Menschen die größte Gruppe im Land bildeten die Pardos – sie zählten Schwarze, Indianer und Weiße zu ihren Vorfahren. Für Billiglöhne arbeiteten sie in den Städten oder als Vorarbeiter auf den Plantagen. Das Land war geprägt von Gewalt und Grausamkeit, nicht nur gegenüber den Sklaven. Es gab

sogar Exekutionen auf Marktplätzen, anschließend wurde die verstümmelte Leiche ausgestellt. Inzest, Vergewaltigung, Kindsmord gehörten zum Alltag.

Als behüteter Junge litt Simón Bolívar auf hohem Niveau: Er hasste seinen geldgierigen Onkel, der ihn nach dem Tod der Eltern in Obhut genommen hatte, er hasste die Schule, aus der er schließlich floh. Stattdessen erhielt er Privatunterricht von Simón Rodríguez und Andrés Bello, die beide später mit gesellschaftsanalytischen Schriften bekannt wurden. Talentierte, aber ruhelose, so wurde der junge Bolívar beschrieben. Mit 14 Jahren ging er zu einer militärischen Eliteeinheit und wurde rasch Leutnant: Er war ein miserabler Schütze, zeigte jedoch Führungstalent.

Offenbar hatte Bolívar Spaß am üppigen Leben, jedenfalls schickte sein Onkel ihn auch deshalb am 19. Januar 1799 nach Spanien, um ihn am weiteren Geldausgeben zu hindern. Was er dort sah, war ein unglückseliges Land, das durch die Dominanz Napoleons als Satellit Frankreichs in einen aussichtslosen Krieg mit England verwickelt war. Am meisten geprägt hat ihn die Zeit, die er bei dem venezolanischen Marquis de Uztáriz in Madrid verbrachte. Als 17-Jähriger lernte er dort Mariá Teresa Rodríguez del Toro y Alayza kennen. 1802 heiratete er sie, leicht zweifelnd, ob sie ihn so liebte wie er sie.

Das junge Paar reiste sofort nach Venezuela, und Bolívar beschloss, auf seiner schönsten Hazienda zu leben, San Mateo im Aragua-Tal. Doch Mariá Teresa erkrankte, wohl an Gelbfieber, und starb – die Ehe hatte nur acht Monate gedauert. Bolívar schwor, nie wieder zu heiraten, und hielt sich daran. Jahre später sinnierte er darüber, ob er auch zum Revolutionshelden geworden wäre, wenn er mit Mariá Teresa eine Familie gegründet hätte. Seine Antwort lautete:

Zum Bürgermeister von San Mateo sei er jedenfalls nicht geboren worden.

1803 kehrte er nach Europa zurück und zog nach Paris. Er führte dort ein fröhlich-freies Leben, ging bei der verheirateten Gesellschaftsdame Fanny du Villars aus und ein und lernte in ihrem Salon Vertreter der intellektuellen Elite kennen. Lange glaubte man, er habe dort auch den deutschen Naturforscher Alexander von Humboldt getroffen. Der in Köln lehrende Bolívar-Experte Michael Zeuske hat jedoch belegt, dass es diese Begegnung nie gegeben hat.

In Paris fand der junge Lebemann auch reichlich Nahrung für seinen Bil-

Die europäischen Aufklärer hatten ihre Ideen nicht auf Kolonialherrschaften angewandt, weshalb Bolívar seine eigenen Vorstellungen davon entwickelte, was Freiheit und Gleichheit in Südamerika bedeuten könnten. Im April 1805 reiste er mit seinem früheren Lehrer Simón Rodríguez, den er in Paris zufällig getroffen hatte, nach Rom und legte einen Schwur ab: Er werde nicht ruhen, „bis ich die Ketten, mit denen die spanische Herrschaft uns unterjocht, gesprengt habe“.

1806 segelte Bolívar nach Nordamerika – von Hamburg aus, da Spanien und Frankreich ja im Krieg mit England lagen.

Im selben Jahr attackierte Francisco de Miranda – ein imposanter venezolanischer Intellektueller, Militär und Dauer-Revolutionär – die Spanier mit einer kleinen, schlecht vorbereiteten Invasion in Venezuela und scheiterte. Auch deshalb, weil die weiße Elite Miranda als Sohn von Einwanderern nicht standesgemäß fand.

Nachdem Bolívar 1807 in seine Heimat zurückgekehrt war, kümmernte er sich mehrere Jahre lang um seine Besitztümer,

packte selbst auf den Plantagen an und führte einen erbitterten Nachbarschaftsstreit über die Frage, wo die Grenze zwischen den Haciendas verlief. Unter den Kreolen gab es nur wenige, die seine Begeisterung für eine Revolte gegen die Kolonialherren teilten. Im Gegenteil, denn mehr als die Zwangsabgaben der Spanier fürchtete die reiche Oberschicht einen Aufstand der Armen, die ein „Vulkan unter unseren Füßen“ seien, wie Bolívar rückblickend notierte.

Dass es schließlich doch zum Kampf gegen die Kolonialmacht kam, lag an europäischen Ereignissen: Napoleon hatte im Mai 1808 den spanischen König Ferdinand VII. zur Abdankung gezwungen und seinen Bruder Joseph als König eingesetzt – ein Franzose auf Spaniens



Revolutionär Bolívar in Neugranada 1819: „Krieg bis zum Tod“

dungshunger. Locke, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Vertot gehörten zu seiner Lektüre; er beschäftigte sich mit griechischer und römischer Geschichte, mit dem Niedergang großer Reiche, mit dem Liberalismus. Auch später ließ er auf seinen Feldzügen kistenweise Bücher mit-schleppen, die er in seiner Hängematte liegend las.

Was ihn in Europa am meisten beeindruckte, waren die Ideen der Aufklärer. Er beobachtete, wie verschiedene Gesellschaftskonzepte gegeneinander kämpften, Monarchie gegen Republik, die Herrschaft der Aristokratie gegen die Herrschaft des Volkes. Dass Napoleon sich zum Kaiser krönte, fand er so unerträglich wie faszinierend.

Thron! Die Nachricht von der Machtübernahme erreichte im Juli 1808 Caracas. Es dauerte nicht lange, da saßen die weißen Meinungsführer auf Bolívars Landsitz zusammen und diskutierten, wem nun ihre Loyalität gehören sollte. Den Franzosen? Auf keinen Fall! Dem vertriebenen spanischen König? Dem ungeliebten Kolonialherrn?

Zu Bolívars Enttäuschung waren die Meinungen gespalten. Doch als eine Rückkehr des abgesetzten spanischen Königs immer unwahrscheinlicher wurde, reiste Bolívar 1810 auf Betreiben der weißen Elite nach London, um die Briten für den Kampf gegen die Spanier zu gewinnen. Es wurde viel geredet.

Weil Spanien immer noch mit Frankreich und sich selbst beschäftigt war, entschlossen die Kreolen sich schließlich doch, eine Regierung und einen Kongress zu gründen, eine föderalistisch geprägte Verfassung zu entwerfen und sich am 5. Juli 1811 für unabhängig zu erklären. Es war eine Revolution der weißen Elite, die ihre Privilegien absicherte. Die Pardos und die Sklaven hatten hier nichts zu gewinnen. Ein Wahlrecht beispielsweise besaßen nur Landbesitzer. Bolívar war entsetzt, weil dies seinen Vorstellungen von Freiheit und Gleichheit widersprach.

Die Spanier begriffen sofort, dass der soziale Sprengstoff ihre beste Waffe war. Sie schickten nicht nur ein Militärkontingent nach Venezuela, sondern sie stachelten auch das Volk auf, gegen die infame Verfassung der Kreolen zu meutern. Es gelang ihnen, aus dem Unabhängigkeitskampf einen Bürgerkrieg zu machen: Unterschicht gegen Oberschicht, Pardos gegen Weiße. Im Westen Venezuelas gewannen die Spanier die Llaneros für sich – es waren vor allem Pardos, die sich in den Llanos genannten endlosen Graslandschaften durchschlugen als Viehhändler, Jäger, Billigarbeiter oder auch Räuber und Diebe. Sie kämpften nun in der royalistischen Armee gegen ihre Unterdrücker, die Kreolen. Einer ihrer Anführer war José Tomás Boves, ein großer, blonder und spektakulär grausamer spanischer Immigrant und Schmuggler.

Das dramatische Erdbeben in Caracas im März 1812 nutzten die Anhänger der

Royalisten als Propagandamittel und deuteten es als Strafe Gottes für die Unabhängigkeitserklärung. Doch Gott war gar nicht nötig, die weißen Truppen der Revolution hatten der Schlagkraft der royalistischen Armee kaum etwas entgegenzusetzen. Am 25. Juli kapitulierte Miranda. Allerdings hatte er sich nicht mit seinen jungen, heißblütigen Offizieren abgesprochen, die ihre Revolution von dem aus ihrer Sicht steinalten 60-jährigen Anführer verraten fühlten. Miranda wollte das Land schnell mit dem Schiff verlassen, doch Bolívar überzeugte ihn, noch eine Nacht zu bleiben, nahm ihn frühmorgens fest und lieferte ihn den



Lebensgefährtin Sáenz: Rettung vor dem Attentat

Spaniern aus. Miranda starb 1816 im Gefängnis von Nueva Cádiz. Andrés Bello, der ehemalige Lehrer von Bolívar, nannte den Verrat „niederträchtig“.

Bolívar selbst floh auf die Karibikinsel Curaçao, wo der britische Gouverneur sein Geld konfiszierte, und dann mit geliehenem Geld weiter nach Cartagena de Indias, das zu Neugranada gehörte (heute Kolumbien). Dort argumentierte er, dass ein befreites Venezuela der erste Schritt zu einem befreiten Kontinent sei.

Gemeinsam mit anderen Exiloffizieren und 200 miserabel ausgerüsteten Soldaten attackierte er die spanische Festung an der Mündung des Río Magdalena und besiegte die eigentlich überlegenen Kolonialtruppen. Dann kämpfte er sich flussaufwärts weiter, von Sieg zu

Sieg, bis er am 8. Januar 1813 verkünden konnte, dass die Wasserstraße ins Landesinnere von Neugranada sicher befahrbar sei. Dieser Triumph bildete die Basis für den entscheidenden Schritt: Bolívar überzeugte die politische Führung von Neugranada, das sich von Spanien bereits losgesagt hatte, jetzt in Venezuela einzumarschieren.

Im Mai 1813 war es so weit. Die Maxime seiner „Campaña admirable“ war: „Krieg bis zum Tod“: Alle Spanier, die nicht in die Revolutionsarmee eintraten, durften getötet werden. Gebürtige Südamerikaner hingegen wurden geschont, selbst wenn sie für die Royalisten gekämpft hatten. Bolívar wollte damit einen Keil zwischen die Kolonialisten und seine Landsleute treiben.

Am 6. August 1813 eroberte er Caracas zurück, einer seiner Generale den Nordosten Venezuelas in einem Krieg, der unendlich grausam war: Ein entfesselter spanischer Offizier ließ Frauen und Männern die Ohren abschneiden, sie häuten, die Embryonen aus den Körpern holen. Bolívar gab dem Druck seiner entsetzten Offiziere nach und ließ Kriegsgefangene hinrichten, am Ende sogar 800 auf einmal.

Die Siege der Befreiungsarmee waren nicht von Dauer, denn der blutrünstige Llaneros-Führer Boves, der auf Seiten der Spanier kämpfte, hatte einen Weg gefunden, seine Truppen zu verstärken: Er versprach den Pardos Land – das Land der Kreolen. Mit seinen Milizen zog er in das verlassene Caracas ein, das Bolívar eilig evakuiert hatte. Er selbst floh erst nach Neugranada, dann nach Jamaika. Boves zog mit seinen mordenden Truppen weiter und wurde schließlich in einer Schlacht tödlich verwundet.

In Spanien bestieg 1814 Ferdinand VII. wieder den Thron; er profitierte von Napoleons Niedergang und errichtete erneut eine absolutistische Herrschaft. Das versetzte die Spanier in die Lage, ein 10 000 Mann starkes Heer zu entsenden, um Venezuela und Neugranada wieder unter ihre Kontrolle zu bekommen. Kreolische Güter wurden konfisziert, Bolívar verlor fünf Plantagen.

Damit war der zweite Versuch Bolívars, Venezuela von den Spaniern zu befreien, gescheitert. Sein Ziel aber behielt

er im Blick und suchte Hilfe bei dem Präsidenten von Haiti, dem Mulatten Alexandre Pétion. Der stellte als einzige Bedingung, dass Bolívar die Sklaverei abschaffen müsse. Bolívar schlug ein.

Dieses Mal war er klüger: Er startete seinen Feldzug aus dem Südosten Venezuelas, aus dem unwegsamen Dschungel am Orinoco. Außerdem gewann Bolívar die Pardos und die Machthaber der Llanos für sich.

Mit viel Mühe rückte Bolívar nicht nur gegen die Spanier vor, es gelang ihm auch, seine machthungrigen Mitstreiter unter Kontrolle zu halten und einen Rassenkrieg zu verhindern. Am 15. Februar 1819 konstituierte sich in Angostura ein Parlament und gab sich eine Verfassung, die Bolívars Handschrift trug. Vor dem Gesetz waren nun alle Menschen gleich, bei garantierter Meinungsfreiheit. Den Föderalismus hatte er durch Zentralismus ersetzt, mit einem mächtigen Präsidenten an der Spitze.

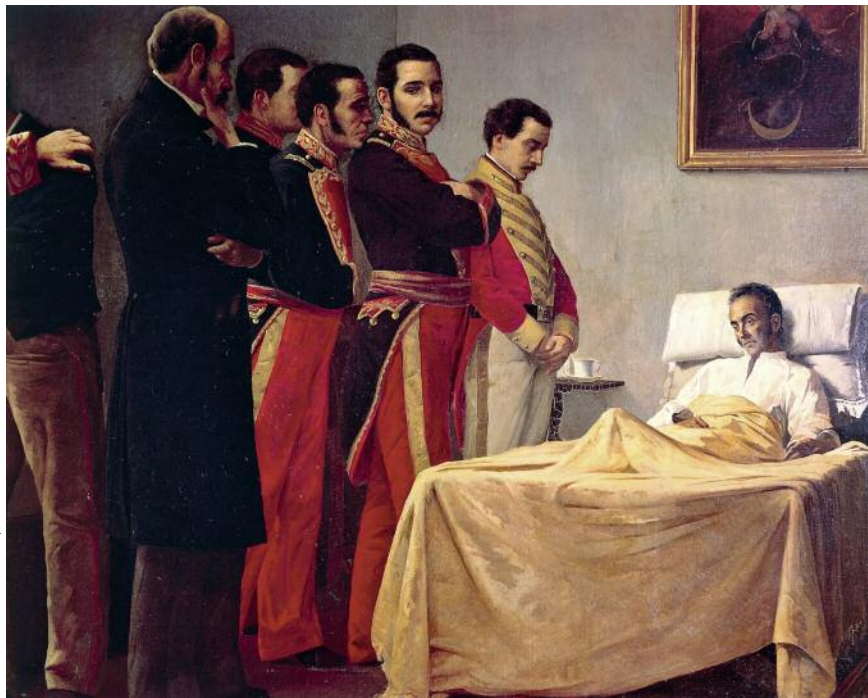
Seine Truppen beherrschten inzwischen ein großes Gebiet, aber der Norden Venezuelas war vom Süden her nicht zu erobern. Und deshalb fasste Bolívar einen tollkühnen Plan: Er würde die Spanier in Neugranada an-

greifen und von Westen aus Venezuela attackieren. Dazu allerdings mussten seine Soldaten durch brusttiefe Sümpfe marschieren und im kalten Dauerregen die Anden überqueren. Ein Viertel der Armee schaffte es nicht, und diejenigen, die am 6. Juli 1819 in eine kleine Bergsiedlung stolperten, trugen keine Schuhe mehr, ihre Uniform bestand aus Fetzen, sodass sie die Dorffrauen um ihre Kleider anbettelten. Einen Monat später brachten die republikanischen Truppen den Spaniern in der Nähe von Bogotá eine vernichtende Niederlage bei.

Am 17. Dezember 1819 schließlich war er seinem Traum von einem unabhängigen Südamerika näher gekommen: Der Kongress in Angostura vereinigte

Neugranada und Venezuela (später kamen noch Ecuador und Panama dazu) zum neuen Staat Großkolumbien, mit Bolívar als Präsidenten.

Zum endgültigen Sieg über die Spanier kam es am 24. Juni 1821, jetzt nahmen die Republikaner auch Caracas ein. Und Bolívar war klug genug, die Llaneros zu integrieren. Er gab den Soldaten Gutscheine für Land (die ihnen von Geschäftemachern gleich wieder abgeluchst wurden) und den örtlichen Truppenführern Macht über ihre Gebiete. Was folgte, war ein sozialer Umbruch: Von nun an entschied in Südamerika nicht mehr die Herkunft über den Status, sondern der Besitz.



Bolívar 1830 auf dem Totenbett: Von der Tuberkulose besiegt

Sein politischer und militärischer Triumph hatte Bolívar den offiziellen Titel „Libertador“ eingebracht. Der Befreier hegte jedoch Zweifel, ob der riesige neue Staat je funktionieren würde, denn es fehlte eine gemeinsame Identität: zu viele soziale Schichten, verschiedene Ethnien und Mentalitäten.

Das Präsidentenamt auf Lebenszeit hatte er unter der Bedingung angenommen, dass er als Militärführer einen Feldzug gegen die Spanier in Peru führen durfte. Solange Kolonialtruppen im benachbarten Peru standen, war die Sicherheit Großkolumbiens bedroht.

Drei Jahre brauchten Bolívar und sein loyaler Mitkämpfer General Antonio José de Sucre, bis sie 1824 das Vizekönigreich Peru eroberten und anschlie-

ßend Oberperu im Süden befreiten. Dort gründeten sie 1825 einen Staat, der zu Bolívars Ehren Bolivien genannt wurde. Das Andengebiet war eine militärische Herausforderung, denn die indianische Bevölkerung hatte überhaupt kein Interesse an dem Befreiungskrieg und verhielt sich passiv. Die Oberschicht fürchtete um ihre Pfründen.

Privat war die Zeit nach der Befreiung Perus eine glückliche für Bolívar. Er, der zahllose Affären gehabt hatte, lernte in Quito die Frau seines Lebens kennen: Manuela Sáenz, verheiratet mit einem sehr viel älteren Briten, eine unkonventionelle und hochpolitische Gesellschaftsdame, die auch mal in Soldatenuniform angetreten kam. Über Jahre führten sie eine Beziehung, oft als Brieffreundschaft voller Leidenschaft.

Die Verfassung Venezuelas

sah Bolívar inzwischen kritisch; er fand, dass sie zu viele Freiheiten gewährte und der Diversität der Ethnien und sozialen Gruppen nicht gerecht wurde. Für Bolivien entwarf er eine Verfassung, auf die er sein Leben lang stolz war, die aber viele befremdete. Sie sah eine Präsidentschaft auf Lebenszeit vor,

und, was ein noch größerer Affront war, der Präsident hatte das Recht, seinen Nachfolger zu bestimmen – nicht gerade demokratisch. Für ihn war es die Antwort auf die Fliehkräfte unterschiedlichster sozialer und ethnischer Gruppen.

Bolívar ließ seinen Freund Sucre zum Präsidenten von Bolivien ernennen – ein Amt, das dieser äußerst ungerne übernahm. Nicht nur, weil die großkolumbianischen Soldaten aus der Perspektive der Landesbewohner ebenso Besatzer waren wie die Spanier. Vor allem sehnte Sucre sich nach seiner Frau in Großkolumbien. Doch so ergeben, wie er Bolívar war, nahm er die Aufgabe an. 1830 wurde der Widerstand in Bolivien gegen Sucre so groß, dass er das Land verlassen musste. Es ist eine traurige Pointe, dass er auf

dem Weg zu seiner Frau war, als er von bezahlten Killern ermordet wurde.

Bolívar hing weiter großen politischen Plänen nach, er träumte von einer Konföderation der Andenstaaten, von einer „Nation der Republiken“. Nur: Die hatten kein Interesse an dem Zusammenschluss. Sie waren genug mit sich selbst beschäftigt. Peru war bitterarm, denn es gab dort zwar Gold- und Silberminen, aber sie lagen darnieder. Bolívar zahlte aus eigener Tasche jährlich 15 000 Pesos an die Armen in Peru, fand jedoch nie einen inneren Zugang zu dem Land, vor allem nicht zu den Indianern, deren Passivität ihm fremd war. Sein Versuch, die Sklaverei dort abzuschaffen, scheiterte. Und er hatte in Peru seinen ersten gesundheitlichen Zusammenbruch – vielleicht ein frühes Symptom der Tuberkulose.

1826 kehrte Bolívar nach Großkolumbien zurück. Das Land war in keinem guten Zustand: Im Nordosten war ein Drittel der Bevölkerung in den Befreiungskriegen gestorben, die Militärausgaben ließen den Staatshaushalt ausbluten, die Industrialisierung in England hatte die Textilwirtschaft zerstört, die Plantagen waren überwuchert oder mangels Sklaven nicht mehr so lukrativ. Ein aufgeblähter Beamtenapparat blockierte jede Veränderung. Die Venezolaner fühlten sich von Neugranada um die Früchte des Sieges betrogen, die Menschen in Neugranada fanden die von Venezolanern dominierte Armee zu teuer.

Einige Jahre lebte Bolívar in Bogotá, auch seine Geliebte Manuela Sáenz war zu ihm gezogen. Als Staatsmann hielt er die Zügel straff in der Hand, soweit es überhaupt möglich war – gleichzeitig kam er mit jedem Tag mehr zu der Überzeugung, dass er den Zerfall Großkolumbiens nicht würde aufhalten können. Er dachte über eine Aufspaltung in drei oder vier Nationalstaaten nach.

Kritiker sahen in ihm nicht den Vordenker, sondern den Diktator. Er war ihnen so verhasst, dass sie vor Mord nicht zurückschreckten: Eine kleine Gruppe

von Studenten und Offizieren drang am 25. September 1828 in den Präsidentenpalast ein, um ihn zu töten. Doch seine geistesgegenwärtige Lebensgefährtin lenkte die Eindringlinge ab, Bolívar sprang aus dem Schlafzimmerfenster und entkam.

Woran scheiterte Großkolumbien? Peru war eine Revolution zu viel, wie der Bolívar-Biograf John Lynch konstatiert. Aber hätte Bolívar die Spanier nicht aus Peru vertrieben, hätten diese Großkolumbien mit Sicherheit angegriffen. 1830 spaltete Venezuela sich nach Volksabstimmungen von Großkolumbien ab. Auch Ecuador und das ehemalige Neugranada, das sich später Kolumbien nann-



Totenfeier für Präsident Chávez im März 2013*: Kraft des Heldenmythos

te, gingen eigene Wege. Im April 1830 legte Bolívar sein Präsidentenamt nieder. Er war deprimiert und notierte, von seinen Zielen habe er nur eins erreicht: die Befreiung von den Kolonialherren. Er grämte sich. Eine funktionierende, auf Südamerika zugeschnittene Demokratie einzuführen war ihm nicht gelungen.

Bolívar hatte Freunde, aber kein Geld, als er zurücktrat, war ihm von seinem Reichtum nur noch eine unverkäufliche Mine geblieben. Vor allem aber war er todkrank und nicht mehr in der Lage, ins Exil zu segeln. Darüber hinaus wusste er eigentlich nicht, wohin. Und wovon hätte er leben sollen?

* Amtsnachfolger Nicolás Maduro legt Bolívars Schwert auf den Sarg.

Die Tuberkulose war es, die ihn am Ende besiegte. Er wollte sich ihr längst geschlagen geben, doch sein Körper war zäh. Und so verbrachte er Wochen im Todeskampf, zuletzt im Landhaus eines – ausgerechnet – spanischen Bewunderers, bis er am 17. Dezember 1830 kurz nach 13 Uhr starb, mit 47 Jahren.

Zwölf Jahre später wurden seine Gebeine nach Caracas überführt. Erst 1876 fand Bolívar seine letzte Ruhe im neuen Nationalen Pantheon der Hauptstadt. Damit hat er doch noch den ewigen Ruhm bekommen, um den er in den letzten Monaten vor seinem Tod gebangt hatte.

Alle nachfolgenden Diktatoren Venezuelas beriefen sich auf ihn, und er ist bis heute ein Heros der weißen Elite, aus der er stammte, und auch das Idol der Armen.

Für Karl Marx dagegen war Bolívar ein Repräsentant der Bourgeoisie. Er warf ihm in der „New York Daily Tribune“ Machtgier und Egoismus vor. Die Linke hatte lange Probleme mit dem Revolutionsführer, der die Klassengesellschaft nie wirklich infrage gestellt hatte. Sie sah in ihm auch ein Symbol für das Militär, das jahrzehntelang die Diktatoren Südamerikas stützte.

Der linke venezolanische Staatschef Hugo Chávez jedoch, der von 1999 bis zu seinem Tod

2013 regierte, nutzte die emotionale Kraft des Heldenmythos geschickt für seine Zwecke. Seinen Sozialprogrammen gab Chávez das Etikett „Simón Bolívar“, für sein Land verfügte er den Titel Bolivarische Republik. Den linken Staatsführern Evo Morales (Bolivien), Rafael Correa (Ecuador) und Daniel Ortega (Nicaragua) schenkte er zu ihren Amtseinführungen Kopien des Schwertes von Bolívar. Und was lag auf dem Sarg von Chávez? Bolívars Schwert.

Drei Jahre nach Chávez' Tod haben die Konservativen wieder die Macht im Parlament in Venezuela, es sind Angehörige der weißen Oberschicht. Auch sie werden Wege finden, Bolívar als ihr Vorbild zu verkaufen.

marianne.wellershoff@spiegel.de